

Dort hinten nirgendwo

Was fangen Südtiroler mit Osttirol an?

Es gibt zwei Sorten Südtiroler. Eine Mehrheit, die sagt, Südtirol bestehe aus Deutschen und Italienern, und eine Minderheit, die weiß: Südtirol hat drei Sprachgruppen. Die Ladiner gibt's auch noch. Es ist mittlerweile ein Zeichen für political correctness, die Ladiner nicht zu vergessen. Ernst genommen werden diese zwar weiterhin nicht, aber es ziemt sich, sie zu nennen.

Mit Osttirol verhält es sich ähnlich. Wer spontan nicht nur von „Süd- und Nordtirol“ spricht, sondern auch das „Ost“ erwähnt, weist sich als überdurchschnittlich kennerisch und gespürvoll aus. Ja er legt damit eine bestimmte politische Haltung offen. Er beweist Minderheitenbewusstsein und ein etwas gebildeteres Tirol-Verständnis. Unter Umständen macht er sich sogar verdächtig. Von den Teilen Tirols zu sprechen und dabei den kleinsten dritten nicht zu vergessen, ist ähnlich überkorrekt und penetrant wie das „Innen“ hinter jedem Maskulinum. Keine Tiroler ohne OsttirolerInnen.

Wo also liegt Osttirol? Ist schon zuviel gefragt. Wer aus dem Stand drei Osttiroler Ortschaften nennen kann, gilt bei uns als Osttirol-Experte. Lienz auf Anhieb nicht mit Linz zu verwechseln, ist schon eine heimatkundliche Leistung. Wo Nord- und Osttirol zusammenhängen, ist eine beliebte Fangfrage in Südtiroler Ratespielen. Unsere Welt endet in Winnebach. Dahinter beginnt die asiatische Steppe. Nach Wien fährt man über Innsbruck.

Osttirol ist nur für einige von uns ein Kindheits-erlebnis – und somit ein Gegenstand der Verklärung fürs ganze Leben. Für politische Gutmenschen ist es „ein Anliegen“, also auch keine Selbstverständlichkeit. Zwischen Bruneck und Lienz gibt es eine Städtepartnerschaft, neuerdings. Das sagt alles. Partnerschaften sind Schlechtes-Gewissen-Begängnisse. Man geht sie ein, um voneinander Ruh zu haben. Die Osttirol-Agenden sind einer Landtagsabgeordneten aus unserm Teil des Pustertals anvertraut. Niemand macht sie ihr streitig. Ein Geriss gibt's allenfalls ums Gruppenfoto mit der früheren Bürgermeisterin Machné.

Es lässt sich nicht verbergen: hier schreibt die Verletztheit eines Osttirol-Liebhabers. Wenn wahr ist, dass nur die Kindheit tiefe Erlebnisse

schenkt und man wirkliche Freundschaften nur in der Jugend knüpft (alles danach sind Bekanntschaften, Erfahrungen, Eindrücke), dann kann ich ohne zu übertreiben sagen: ich bin ein bissl Osttiroler. Osttirol, das war für uns Pustertaler Kleinbauernbuben die Welt draußen, der Sommer, die frühe Loslösung von der Familie, der erste Posten. Die großen Bauern im Tal hatten ihre Almen in Osttirol, in Defreggen genau genommen, und wenn es Sommer wurde, brauchte es Hüterbuben.

Das war die Chance der Kleinhäuslerbuben. Was waren wir nicht stolz, jedes Frühjahr aufs Neue, „genommen“ zu werden von einem der Bauern. Von Kindsbeinen auf, Jahr für Jahr die Almer-Karriereleiter eine Sprosse höher steigend. Als Kälberhirte fingen wir an, dann wurden wir Geißer, dann Küher, dann Schäfer und am Ende - Gipfel des Erreichbaren – Rinderer. Wir waren von Beruf „Buben“. Aus heutiger Sicht waren wir wahrscheinlich verwahrlost. Die Senner waren nicht bezahlt, um uns zu erziehen. Wenn man Glück hatte, waren sie nicht grob. Und dennoch: Wenn mich heute jemand fragt, wo ich am meisten gelernt habe: in der Schule, an der Universität, im Beruf, ich zögere keinen Augenblick: beim Hüten auf den Almen in Defreggen. Dort habe ich das Leben kennen gelernt. Auch wenn ich mich immer wieder frage: Wie habe ich das überlebt?

Die Einsamkeit! Die unendliche Einsamkeit mit den Rindern im Schwarzbachtal der Jagdhausalm, mit den Kühen in Unterseebach und ganz zu schweigen von der Tschoggleralm über Erlsbach. Wer hier Schafe gehütet hat, als Neunjähriger allein mit einem schwermütigen Senner, auf 2.000 Meter Höhe, ohne Hütte, mit einer steingedeckten Feuerstatt als Unterschlupf, wer das überlebt hat, der bleibt geprägt. Die Länge eines Sommers, die Weite der Almböden, die Gewalt der Gletscherbäche – in einem Kindergemüt waren das Ewigkeiten.

Osttirol, das war unsere Vorstellung von Ewigkeit. Es „gehörte“ uns, das Vieh war unser, unsere Bauern mähten die Wiesen, im Herbst kamen die Jäger aus Bruneck, und dass das hintere Defreggental bis heraus zum Käsbach kirchlich weiterhin zum Dekanat Taufers gehörte, erschien

uns wie ein Schnippchen, das der Herrgott der ungerechten politischen Geschichte geschlagen hatte. Dass sonst alles österreichisch war, erschien uns weniger unerträglich als umgekehrt die Tatsache, dass wir zu Italien gehörten. Wenn wir im Herbst abtrieben, hörte Osttirol in unseren Augen auf zu existieren. Denn Osttirol, das waren wir.

Die Osttiroler? Eigentlich gab es sie nicht. Almer sind autark, und je weniger ein Almer mit den Leuten des Ortes, sagen wir mit den St. Jakobern zu tun hatte, für einen umso besseren Almer wurde er gehalten. Denn die Osttiroler, das waren gewissermaßen unsere natürlichen Feinde. Ihre Gendarmen galten als gestrenger als unsere Carabinieri (obwohl es nach unserem Gerechtigkeitsempfinden umgekehrt hätte sein müssen). Mit den Forstbeamten verhielt es sich genauso. Oh, was die ekelhaft sein konnten wegen ein paar gepflückter Edelweiß! An der Grenze, ganz gleich ob am Stellersattel, am Klamml oder am Gsieser Törl, waren es ebenfalls „die Österreicher“, die Scherereien machten. „Bei den Italienern müsst ihr nur anfangen zu weinen“, belehrten uns die Bauern.

Mit den Osttiroler Bauern gab es ständig Hader wegen irgendwelcher Grenzmarken und weil unsere Schafe in ihren Bergmahdern gewesen seien. Von manchen hieß es, dass sie Vieh stahlen. Überhaupt wurde von einem „Neid der Osttiroler“ gesprochen. Sie könnten noch immer nicht verwinden, dass die besten Almen den Südtirolern gehörten und nicht ihnen. Uns Buben war aufgefallen, dass wohl Defregger Mädchen nach „drüben“, ins Antholz, nach Gsies und ins Rein, heirateten, aber selten eine in umgekehrte Richtung. Das bestätigte uns in unserer Geringschätzung für die Osttiroler. Es war wie mit unseren Südtiroler Mädchen, die den Italienern nachliefen. Ein richtiger Südtiroler griff nie eine Italienerin auf. Den Osttiroler Dialekt fanden wir hinterwäldlerisch.

Irgendwann - es muss so gegen 1970 gewesen sein, das Almen wurde für unwirtschaftlich erklärt, Senner und Hirten starben aus, das Vieh, soweit noch aufgetrieben, blieb sich selbst überlassen -, da fiel das Verhältnis Südtirol-Osttirol in ein Loch. Es gab keins mehr. Tirol, das war Inns-

bruck. Dort war die Uni, die Klinik, das Puff. Später, als Tirol zur patriotischen Pflicht wurde, sprach man schamhaft von „Nord- und Südtirol“. Die Dreifaltigkeit „Nord-, Süd- und Osttirol“ kam nur Pedanten und Berufstirolern über die Lippen.

Osttirol war uns allenfalls Trost. Beispiel dafür, dass es Schlimmeres gibt auf Erden als Südtiroler zu sein. „Die dort“, hatte sich herumgesprochen, sind arme Hascher, im Vergleich. Ihr Holz ist nichts wert, für Vieh und Milch lösen sie nichts, und fremdenverkehrsmäßig haben wir sie auch überholt. Waren sie früher noch gut, uns mit „Villgratner Witzen“ zu versorgen, so haben wir uns auch diesbezüglich längst selbständig gemacht. Wir halten uns jetzt unsere Gsieser und für Anspruchsvolle die Sarner. „Villgratner Witze?“ Benutzt keiner mehr.

Osttirol wurde uns zum Plünderland. Von den Bauernmädchen, die wir weggeheiratet haben, war schon die Rede. Irgendwann gingen uns die Krankenschwestern aus. Das Gadertal, einst unerschöpfliche Quelle für Klosterfrauen und Pflegerinnen, wurde selbst zur Tourismushochburg und versagte seinen Dienst. Da entsannen sich Südtiroler Sanitätsverwalter des Kinderreichtums in Osttirol und jener „gewissen Pflgetradition“, die dort herrsche. Fürs Äpfelklauben ersetzten wir die Osttiroler im Lauf der Jahre problemlos mit Tschechen, Polen und Slowaken. Nur für die Spitäler waren uns weiterhin Osttirolerinnen lieber.

Alles und alle konnten wir nicht abwerben. „Die Osttiroler sind anspruchsloser und genauso arbeitsam“, hatte sich plötzlich bis nach Bozen durchgesprochen. Die Durst, die Loacker, die Schmidhammer, die Finstral zogen mit Filialen ins osttirolische Pustertal – billiger Arbeitskraft auf der Spur. Daheim grollten die Gewerkschaften. Offen zu protestierten getrauten sie sich nicht. Gesamttirolisch und grenzüberschreitend zu argumentieren, war inzwischen Pflicht.

Wir begannen wieder, uns in Osttirol zu verlieben. Das Schmuttelkind von dort hinten wurde uns Neureichen irgendwie sympathisch. Es war Tirol, aber nicht so aufdringlich wie Innsbruck. Irgendwie alternativ war es. Ein Geheimtipp. Innsbruck stand fürs Geschäft, für die Politik,

Lienz hingegen, das war etwas fürs Gemüt. Die Osttiroler Rückständigkeit verklärten wir zur Tugendhaftigkeit. Schulausflüge zu einer Ausstellung auf Schloss Bruck sind plötzlich behördlich gern gesehen. Auf der grünen Welle kamen wir einander wieder näher. Als erste kam eine gewisse Elisabeth Ladstätter zu uns. Nicht als Krankenpflegerin, sondern als Sekretärin bei den Südtiroler Grünen. Ihre Osttiroler Herkunft allein wurde ihr schon als Grünheit und Alternativität ausgelegt. Osttirolerin? Oh! (obwohl: gekommen war Elisabeth, ganz prosaisch, weil sie sich anlässlich eines Adria-Urlaubs in einen Unterlandler Bauer verliebt hatte).

Wir entdeckten die Dörfer, die dort noch Dörfer sind. Die Wirtin von Strassen. Die Musikkapelle von Abfaltersbach. Den Andreas Schett und seinen geerdeten Blues. Die antikapitalistische Botschaft in den Reimmichl-Geschichten. Der Hans Trojer und seine Villgratner Kulturwiese wurden zum kulturpolitischen Wallfahrtsort. Was wir bei uns als blut- und bodenverdächtig ablehnten, aus Osttirol kam es uns plötzlich geerdet und alternativ entgegen. Die Walder Buben von Kalk, ja die wilden, übten auf uns eine unwiderstehlich anarchische Anziehungskraft aus. Eine Aura von Che Guevara wehte herüber. Ähnlich wie bei den Protestanten von Defreggen. Was die Charakter hatten! Ganz zu schweigen von den Villgratern, die bei der Volksabstimmung über den „Anschluss“ mit dem höchsten Prozentsatz von ganz Österreich gegen Hitler gestimmt hatten.

Osttirol, das wurde unser Traum vom „langsamer-tiefer-sanfter“, die ökologische Umkehr des fortschrittsgläubig-olympischen „schneller-höher-stärker“.

Wir wurden zu Verbindungsmissionaren. Als der Korridorzug Lienz-Innsbruck endlich nicht mehr versiegelt durchs Pustertal fuhr, erlebten wir das wie unsere Öffnung des Ostens. Schikaruselle mögen wir grundsätzlich nicht, aber die „Schi-schaukel“ Helm-Thurntaler wäre uns eine Sünde wert gewesen. Weil's Osttirol betraf. Den Radweg Innichen-Lienz abzufahren ist für manche von uns nicht ein Ausflug, sondern eine patriotische Tat. „Wie die das doch machen, obwohl sie weniger Geld haben!“ Heimwärts, freilich, schimpfen wir über ihre gesalzenen Zugpreise. „Scheiß Österreicher!“

Wir und Osttirol – was gäb's noch? Die Grenze gibt's nicht mehr, was nicht nur ein Vorteil ist. Früher kam man ins Ausland, wenn man hinter Winnebach war: tanken, Schokolade, Zigaretten

Rechts: Berghof in Deferegggen, verzweifelte Landgewinnung durch Terrassenbau mit liebevoll angelegten Gärten. Die Sonnenlage nach Süden ermöglicht eine unvermutete Üppigkeit. Deferegggen war früher das klassische Auswanderertal.

– man hatte Gründe „hinaus“ zu fahren. Und der Stallersattel war für die italienischen Sommerfrischler auch attraktiver, solange er noch Grenze war. „Grenze schauen“, das war ein Tagesprogramm.

Inzwischen ist nichts mehr. Zwei junge Lehrer aus Niederdorf, die an der Handelsschule Innichen unterrichten, sind neulich mit ihren Familien nach Sillian umgezogen. Ob sie von Niederdorf oder von Sillian zur Arbeit nach Innichen fahren, sei einerlei, sagen sie. Nur koste sie die Wohnung in Sillian die Hälfte. So ist das heutzutage: alles gleich, bis auf die Preise.

Ob es besser war, als es schlechter war? St. Jakob in Defreggen und die Gemeinde Rasen-Antholz, durch Viehtrieb, Verheiratungen und Patschenmacherei seit Jahrhunderten einander verbunden, schlossen vor über dreißig Jahren eine Partnerschaft. Es war nicht die späte Besiegelung einer alten Liebe, sondern eher patriotische Bemäntelung einer handfesten Spekulation: Der Stallersattel hätte mit vereinten Kräften als Schi- und Tourismusgebiet erschlossen werden sollen. Das Geschäft kam nicht zustande, die Partnerschaft schief ein.

Vor ein paar Jahren wollte der Tourismusvereinspräsident von St. Jakob an die Gemeinsamkeit anknüpfen und machte einen Vorschlag: Warum sollten die beiden Gemeinden nicht eine herausragende Gestalt ihrer jeweiligen Fremdenverkehrsgeschichte miteinander ehren oder zumindest in Erinnerung rufen. Der gebildete Mann aus St. Jakob machte für seinen Ort den Namen des Nobelpreisträgers Max Planck, der ein treuer Defreggen-Gast war, und für Antholz jenen des italienischen Partisanen und Erdölkönigs Enrico Mattei, der bis zu seinem geheimnisumwitterten Tod im Jahr 1963 am Antholzer See seinen Sommerurlaub verbrachte.

Aus dem Vorschlag wurde nichts. Das hätt' uns grad noch gefehlt, höhnten die Herren der Südtiroler Volkspartei in Antholz: „dass uns jetzt ausgerechnet die Osttiroler mit einem Walschen kommen!“. Ob sie am Ende nicht doch keine richtigen Tiroler sind, diese Osttiroler?

Florian Kronbichler



CHRIFT

Das prächtig ausgestattete, aus mehreren Komplexen bestehende Atriumhaus südlich dieser Halle ist das bisher eindrucksvollste Wohngebäude in Aguntum. Es besteht aus dem prächtigen Haupthaus mit einem daran anschließenden Peristylhof mit einem großen Wasserbecken aus Marmor in der Mitte und repräsentativen Räumen im Süden. Im Osten befindet sich ein weiterer Bau mit Heizungen, der entweder als Therme, oder möglicherweise als beheizter Wintertrakt gedeutet werden könnte, daran schließen diverse Wirtschafts- und Kellerräume an. Im Westen liegt direkt neben dem Haupthaus ein ummauerter Garten, der am ehesten als Nutz- und Wirtschaftsgarten gedient hat. Dieser Garten grenzt unmittelbar an den von der Hauptstraße abzweigenden sog. *Cardo I*, unter dem ein wohlerhaltener Abwasserkanal läuft.

Die zur Zeit noch laufenden Grabungen werden hoffentlich die Funktion des unmittelbar im Osten des Haupthauses anschließenden Baukomplexes eindeutig klären können. Der Form des Grundrisses nach entspräche der Bau vollkommen einer Therme, allerdings konnten bisher keinerlei Spuren einer Zu- oder Ableitung für Wasser festgestellt werden. Möglicherweise schloß sich auch im Süden an das Haupthaus ein weiterer Nutzgarten an. Die riesige Ausdehnung der gesamten Anlage und der Reichtum der Ausstattung im Haupthaus weisen dem Aguntiner Atriumhaus unter allen bisher in Österreich bekannten römischen Wohnbauten einen besonderen Platz zu.

Das Aguntiner Atriumhaus stellt in seiner mediterranen Bauweise einen für das alpine Klima vollkommen ungeeigneten Bau dar, dessen nächste Verwandte am besten in Pompeji nachgewiesen werden können, wo dieser Bautypus das Wohnhaus des Großbürgertums darstellt. Man kann sich die Errichtung eines solchen, ausschließlich südlicher Hitze und Trockenheit angepaßten Hauses mit offenem Dach und vielleicht offenen Durchgängen in den Garten nur so vorstellen, daß hier von Italien aus geplant wurde, ohne an die klimatischen Verhältnisse, geschweige denn an einen alpinen Winter zu denken. Das Atriumhaus wurde in mindestens 4 Bauphasen zwischen dem 1. und dem 4. Jh. n. Chr. mehrfach verändert. Manche Teile scheinen aber bis in die Neuzeit (Keramikfunde aus dem 16. Jh. n. Chr.) weiter verwendet worden zu sein und erst neuzeitliche Vermurungen führten zur endgültigen Absiedlung.

Das Atriumhaus besitzt den bekannten Aufbau eines römischen Wohnhauses mit repräsentativer Säulenfassade zur Hauptstraße, Vestibül, Atrium mit dem Sammelbecken für das durch das offene Dach hereinfallende Regenwasser, und links und rechts flankierenden kleinen Erweiterungsräumen (*Alae*). Es folgt das *Tablinum*, der eigentliche Empfangsraum des Hausherrn für vornehme Gäste. Seitlich schließen kleinere Wohnräume und schmale Durchgänge in den privaten Peristylhof an. In der Ausstattung wurde großer Aufwand getrieben: Marmorsäulen im Eingangsbereich, Marmortürschwelle, ein 6x6 m großes *Impluvium* aus Marmor und im zugehörigen fast 2 m tiefer gelegenen Peristylgarten ein Wasserbecken aus Marmor. Mit Sicherheit dürfen wir Wandmalerei annehmen, im Peristyl sind Reste davon gefunden worden. Der Mittelraum hinter dem südlichen *Porticus* des Peristyls, von Alzinger als "Sommertriklinium" bezeichnet, besaß ein einfaches Schwarzweißmosaik. Blütezeit dieses Hauses ist wohl das späte 1. bis frühe 3. Jh. n. Chr.

In der ersten Bauphase besaß das an vier Seiten umlaufende 3,60 m tiefe Peristyl, dessen Dach von Pfeilern getragen wurde, nur einen begrüneten Garten im Ausmaß von ca. 30x28 m. Möglicherweise gab es in diesem Garten aber auch schon eine Brunnenanlage, von der noch die zwei beim Einbau des großen Marmorbeckens teilweise zerstörten röhrenförmigen Mauerreste zeugen, die von uns bei der Ausgrabung aus Sicherheitsgründen bisher nur auf 1,70 m Tiefe verfolgt werden konnten. Dann baute man um die Wende vom 2. zum 3. Jh. n. Chr. großzügig und mit viel Geld ein aufwendiges Wasserbecken aus Marmor aus Gummern (Kärnten) ein, das die Form eines viereckigen Kanals, der eine grüne Insel (9x7 m) umspült, besitzt. Die Seitenlänge ist ca. 16x14,50 m, die lichte Beckenbreite 1,80 m, die Tiefe ca. 90 cm. Der obere, sicherlich profilierte Abschluß dieses Marmorbeckens ist leider nirgends erhalten. Das Becken ist durch einen Kanal mit dem *Impluvium* im Atrium direkt verbunden und wird durch einen gegen Süden führenden Kanal entwässert. Schließlich wurde in einer späteren Bauphase das Becken um seine nördliche Hälfte verkleinert, wobei auch der massive Marmor entfernt wurde, um es endlich ganz mit Schutt, in dem auch Wandma-

Rechts: Die Therme von Aguntum vor der Restaurierung.



UNIVERSITÄT
KÖLN
CHRIST
ROCKEN AUS BLICK

Gusses kann es sich aber nicht um einen realen Griff handeln, sondern nur um ein Detail einer Bronzestatue. Die Bronze ist in feinsten Manier überaus reich mit Einlegearbeit in Messing, Silber und Kupfer verziert und stellt an sich schon eines der wertvollsten Stücke aus Aguntum dar. Gefunden wurden die drei Bronzeteile im Garten des Atriumhauses. Die Art der Tauschierung lässt eine Datierung in das 3. Jh. n. Chr. glaubhaft werden.

Ein bisher ziemlich unauffälliges Fundstück aus Aguntum ist das Fragment eines Terrakottareliefs, auf dem noch ein Gewandstück, drei Hände und eine Schüssel zu sehen sind. Erhalten haben sich auch noch Spuren der ehemaligen Bemalung. Die Bedeutung dieser Szenerie wurde in der Archäologie durch viele Jahre diskutiert, bis das Problem endlich gelöst werden konnte. Es ist das Fragment einer sog. Campanaplatte, auf der dargestellt ist, wie der athenische König Aigeus seinen Sohn Theseus wiedererkennt, und in letzter Sekunde versucht, ihm den vergifteten Trank, mit dem dieser hätte getötet werden sollen, zu entwenden. Da Campanaplatten mit Hilfe von Formen hergestellt wurden, konnte die Szene an Hand anderer Reliefs mit der gleichen Darstel-

lung mit Sicherheit identifiziert werden. Campanaplatten sind Tonreliefs, die besonders in der Zeit von der Mitte des 1. Jh. v. Chr. bis zur Mitte des 2. Jh. n. Chr. als Außen- und auch Innendekoration von Profanbauten dienten, und besonders in Norditalien und Spanien Verbreitung fanden. Benannt sind sie nach dem römischen Antikensammler Marchese Gianpietro Campana. Im römischen Österreich ist meines Wissens bisher keine weitere Campanaplatte gefunden worden. Dieser Aguntiner Fund ist ein weiterer Beleg für die Pracht der Ausstattung der Bauten in Aguntum und die enge Beziehung Noricums zu Italien. Die Platte könnte u. U. zur Ausstattung des Atriumhauses gehört haben. Bisher waren als Hausschmuck nur mit Palmetten verzierte Antefixe bekannt, die an den Außenkanten der Dächer angebracht waren, und als Abschluß der Deckziegelreihen dienten.

Seit einigen Jahren wird Aguntum zu einem den Kulturtourismus belebenden Archäologiepark ausgebaut. Im Frühjahr 2005 wird das neue Museum in Aguntum eröffnet, das neben Grabungsfunden aus der Stadt auch wichtige Befunde zur römischen Kulturgeschichte zeigen wird.



Links: Wahrscheinlich Schwertgriff einer Bronzestatue. Bronze mit Einlagen von Messing und Silber (Aguntum, Museum)